

Legende vom verbotenen Lachen

Von Friz Rosenfeld

(Schluß)

Doch Chung blieb nicht der einzige, der um den silbernen Panzer Wu-Fengs starb. Es geschah, daß der Kaiser seinen alten Diener Köpfen ließ, weil er eines Tages unter dem Kleid Wu-Fengs den Panzer erblickte; es geschah, daß sein Nachfolger unter dem Hinterschwert starb, weil seine gierige Hand das silberne Hemd Wu-Fengs befühlte hatte. Trauer legte sich über das Land, ein gefräßiger Gott hatte Einzug gehalten, er forderte Tag um Tag ein Opfer. Die Höflinge gitterten, die Mandarine bangten: jede Stunde konnte es sie treffen, finstler war der Sinn Wu-Fengs und es mochte wahr sein, was man erzählte: wie in dem alten Lied wollte er ein Tiger sein unter den Männern.

Da ereignete es sich eines Tages, daß Wu-Feng, als er die Bretter der Barke betrat, ein wenig ausglitt, sein Kleid sich verschob und für einen Herzschlag der Silberpanzer sichtbar wurde. Si-Nan, der neben dem Kaiser stand, das Ruder in der harten, lederhäutigen Hand, blickte Wu-Feng scharf an, und er sagte, nie war es geschehen, daß ein Barkenflecht das Wort an den Sohn des Himmels gerichtet hatte:

„Gute Arbeit verrichteten die Hände Chungs, meines Sohns. Hoher Lohn ist ihm zu Teil worden, der Friede des Himmels.“

Da erschauerte der Kaiser, er ballte die Faust, aber seine Hand sank kraftlos herab. Der Anführer der Leibgarde sagte:

„Er ist irr, erhabener Kaiser, sein Sohn ist ermordet worden, von diesem Tage an spricht er im Wahn.“

Die Barke löste sich vom Ufer, glitt den Strom hinauf, aber der Kaiser stand nicht an der Spitze des Schiffes, ein Tiger unter den Männern, er hockte unter dem Baldachin, den Kopf in die Hand gestützt, und starrte vor sich hin. Immer wieder weiß es einer, und ein einziger genügt, um den Zauber zu brechen. Der Unverwundbare? Den Feigigen unter den Kaisern der Mings-Dynastie würden sie ihn nennen, den Tiger mit dem Herzen des Hofen und den furchtsunkelnden Blicken der Maus.

Si-Nan aber wußte, daß seine Augen nie wieder den Blicken des Kaisers begegnen durften; es gelang ihm, zu fliehen, als die Barke anlegte, er eilte in seine Hütte, dann wandte er sich in die Wälder, nach Ngan-Wei und Su-Peh.

Hier, in der Einsamkeit, vollzog sich die große Wandlung in seinem Herzen. Was habe ich getan, um Chung, meinen Sohn, zu rächen, sagte er sich. Ich habe seinen Leib begraben, doch sein Mörder weilt noch unter den Lebenden und sein Befehl ist täglich ein neuer Mord. Mein muß mein Herz werden, damit ich dem Werk gewachsen bin, das nun vor mir steht. Die Blut meiner Seele muß meine Sünden verzeihen, ehe ich würdig bin, den Weg zu gehen, der vor mir liegt. Noch denke ich: Ich will, was ich vermag. Doch ich muß die Kraft gewinnen, zu denken: Ich vermag, was ich will.

Aus der Stunde, in der Chung starb, gewann ich diese Kraft. Nie darf diese Stunde vor meinen Augen verblasen, und sein Bild darf stärker sein, als sie. Darum will ich das Licht meiner Augen opfern und nur nach innen schauen in die Tiefe meines Schmerzes.

Si-Nan richtete sein Antlitz zur Sonne, und das ungeheure Licht verbrannte die Kraft seiner Augen. Dämmerung sank über die Welt, sie hatte nicht mehr Farben und Formen, nur Schatten lebten noch, und auch diese verblasen in der allumfassenden Dunkelheit. Si-Nan sah nur noch ein Bild vor seinen erloschenen Augen: Chung neigte sich über ein Stück blinkenden Silbers, ein Pfeil schwirrte ins Zimmer, durchbohrte seinen Leib, er sank um. Auf der Straße stand ein Vogenschütze, und hinter ihm stand Wu-Feng, doch trug er kein Kleid aus silberner und weißer Seide, er trug nur den Panzer, den Chung geschmiedet, den kalten, starren Panzer seiner Angst.

Nun ging Si-Nan unter die Menschen und sprach zu ihnen. Von jenem Panzer aus aber tausend Silberplatten sprach er, deren jede sich in Blut verwandelt; Wu-Feng sprach er, der ein Tiger sein wollte unter den Männern, nicht, indem er größer war als sie, sondern indem er sie geriet. Mit erhobenen Armen sprach Si-Nan, ein blinder Bettler auf den Straßen.

Als die Kunde davon zu Wu-Feng drang, ließ er den Mandarinen aller Provinzen den Auftrag erteilen, Si-Nan zu fassen, wo sie ihn fangen könnten. Die Soldaten der Mandarine weigeren sich jedoch, Si-Nan zu fesseln, sie wichen vor seiner Stimme zurück, vor seinen erloschenen Augen, vor seinen erhobenen, alten, sehnigen, müden Händen. Da ließ der Kaiser beklunden, Si-Nan sei ein entflohenen Betrüger, seine Blindheit sei nur Verstellung, seine Augen funkelten vor Gier nach dem Gold und in seinen erhobenen Händen laure nur der Griff nach dem Silber. Aber das Volk von China sah Si-Nan; seine Augen wußten nichts mehr vom Glanz des Goldes und seine Hände konnten ein Silberstück nicht mehr von einem Stein unterscheiden. Der Kaiser lügt, sagte das Volk, er fürchtet Si-Nan, wahrhaftig, das Glück des Landes ist gewichen, als die Elster aus der Krone der gefüllten Weide emporflog.

Mit seinen blinden Augen sah Si-Nan das Leid des Volkes; er sah die Kinder, die in den Hütten weinten, die Mütter, die vor Sorge grau geworden, die Bettler, die hungernd an den Strahenenden standen. Und die tausend Ströme des Leids flossen in seinem Herzen zusammen und die tausend Tränen der Kinder, der Mütter, der Bettler wurden Stimme in ihm.

Er tappte durch das Land, einen Stab in den Händen. Das Volk warf sich nieder an den Händen seines Weges und küßte den Staub, den seine Füße berührt hatten. Räucherwerk brannte an der Stelle, an der er geschlafen in einer Hütte, und die Worte, die er sprach, liefen

von Mund zu Mund und lebten wie die Worte der Waisen. Schon sagten die Mandarine, nicht Wu-Feng in seinem Palast zu Nan-King, der Tiger unter den Männern, sei Kaiser von China, sondern der alte, blinde Bettler, Si-Nan, der das heilige Gut seines Schmerzes durch das Land trug und es in jeder Stunde vermehrte durch den Schmerz der Menschen, die hungerten und litten.

Der Kaiser betrachtete seinen silbernen Panzer. Brauche ich ihn noch? doch er. Wer zielt einen Pfeil auf mich, den Entmachteten? Si-Nan aber bedarf keines Panzers um sein Herz, er trägt in seinen Händen wie ein Kind eine Blume trägt, und die Menschen sinken zu Boden, sobald sie ihn begegnen.

Tiger, sagte sich der Kaiser, sei nicht felzig stelle dich ihm! Ein blinder Bettler, ein Ruder knecht! Was ahnt er von der Weisheit der Alten, die du in dich aufgenommen in den Tagen deiner Jugend! Sprich mit ihm, Aug in Aug, und du wirst ihn überwinden, denn sein Aug ist blind.

Die Botschaft des Kaisers erging in alle Provinzen:

Nicht um Si-Nan zu strafen, wollte er ihn nach Nan-King bringen lassen; nur um den geheimnisvollen Heiligen kennen zu lernen, den das Volk liebte, um den es Legenden spann, den es wie einen Gott verehrte.

Si-Nan kam; er hatte keine Furcht vor Wu-Feng, denn er wußte, sein Werk war erfüllt und die Zahl der Tage, die noch vor ihm lagen, gering. Der Kaiser sah auf seinem Thron, in Silber und Weiß, niemand war im Saal, alle Türen waren verschlossen. Ein seidendes Kissen warf der Kaiser vor Si-Nan, er sollte niederhocken; aber Si-Nan blieb aufrecht stehen, die blinden Augen dorthin gerichtet, wo die Stimme Wu-Fengs erklang.

„Du sammelst den Schmerz, wie ein Strom das Wasser der kleinen Bäche sammelt,“ sagte Wu-Feng.

„Es ist viel Schmerz in deinem Fleisch, Kaiser“, sagte Si-Nan.

„Ich will ihn lindern. Doch darf es nicht um den Preis des Friedens geschehen. Ich will Frieden in meinem Land, hörst du, Si-Nan? Frieden.“

„Seltsam ist es, Kaiser“, sagte Si-Nan mit ruhiger, erfüllter Stimme. „Meine Augen sind tot, und doch sehe ich es. Deine Augen leben, und du siehst es nicht Frieden? Ist Frieden, wenn die Bauern hungern? Von drei Weisheitskörnern, die sie ernten, nimmst du eines, eines nimmt der Mandarin der Provinz. Ist Frieden, wenn die Kinder im Winter keine Kleider haben? Wenn die Mütter verzweifeln, weil sie den Hunger der Kinder nicht stillen können? Ist Frieden, wenn die Männer als Bettler an den Strahenenden und auf den Brücken stehen, die Augen flammend vor Haß gegen dich, die Hände vor-

gestreckt in ohnmächtiger Pein, einen Fluch im Herzen?"

„Wu-Feng fuhr auf. Er schritt die Stufen des Thrones herab, er packte Si-Nan an der Kehle.

„Ich werde deinen Mund zum schweigen bringen, wie das Licht deiner Augen schweigt,“ sagte er.

„Du kannst mich töten lassen, Kaiser, du kannst meinen Körper den Geiern vorwerfen. Aber hungert darum auch nur ein einziges Kind nicht mehr? Ist dann auch nur eine einzige Mutter ohne Sorge? Wird auch nur ein einziger Bettler in deinem Land von meinem Tode satt? Freut sich ein Verzweifelter an seinem leeren, trüben Leben, weil ich starb?“

Da schwieg der Kaiser. Si-Nan aber sagte leise, ein großer Glanz war in seiner Stimme:

„Es wird nicht Frieden sein in deinem Land, Kaiser, und in deinem Land dieser Erde, ehe nicht auch dein Sohn und dem ärmsten die Hülle des Lebens dargereicht wird und alle Schätze der Welt sich ihm in Demut eröffnen. Du kannst das Lachen verbieten, Kaiser, weil die Elster dich verlassen hat. Aber du kannst das Weinen nicht verbieten, Wu-Feng, und erst wenn das letzte Weinen in deinem Land verstummt ist, wird Frieden sein.“

Der Kaiser sah wortlos auf Si-Nan. Lasse ich diesen alten Kopf mit den erloschenen Augen abschlagen, so schwillt die Woge von Weinen an und das Land ertrinkt in ihr. Sie lieben ihn alle, wohl wegen seiner wunderlichen Reden. Ich darf ihn nicht töten lassen, um des Friedens willen, den ich erhalten will.

Lange stand Si-Nan und wartete auf die Antwort des Kaisers. Aber in die große Dunkelheit, die ihn umhüllte mit weichen Armen, klang nur ein Wort:

„Geh.“

Ein Gong ertönte, die Türen öffneten sich. Ein Diener sagte Si-Nan am Arm und geleitete ihn aus dem Palast, die marmornen Treppen hinunter bis auf die Straße.

Wu-Feng ließ die Silberschmiede seines Landes zusammenrufen und befahl ihnen, aus den Schätzen seines Palastes alles Silber zu sammeln und einzuschmelzen. Sie sollten silberne Elstern schmieden, blinkende Glucksvögel; in allen Sälen der Residenz, in allen Nischen seiner Gärten, in allen Tempeln des Landes sollten sie aufgestellt werden und auch unter dem purpurnen Seidenbaldachin auf seiner vergoldeten Barke. Ein Kaiser wie er, ein Tiger unter den Männern, warie nicht, bis es einem Vogel beliebe, heimzukehren von einem Flug in die Ferne; Herr über alle Schätze des Landes, Kaiser über Leben und Tod, zwingt er das Schicksal und banne das Glück mit eisernem Griff an sein Reich.

Diese Worte, die die Boten in alle Provinzen hinausstrugen, waren die letzte Tat des Kaisers Wu-Feng. In seinem Herzen wachte er, daß die silbernen Standbilder der Elstern den lebenden Vogel nicht ersetzen konnten, der von ihm gewichen war, und daß kein Silberpanzer ihm die Macht wiedergab, die Si-Nan seinen Händen entwunden hatte. Er verließ daher den Palast in Nan-King und begab sich in seine Sommerresidenz. Dort schritt er Tage und Tage in tiefen Gedanken durch den Garten, dort wachte er die Nächte über Büchern, und nur wenn bedeutungsvolle Entschreibungen zu treffen waren, reiste er in die Hauptstadt, um sich mit den Mandarinern zu beraten.

Das Lachen blieb verboten in seinem Land bis in die Jahre seines hohen Alters. In seinen späten Tagen ereignete es sich, daß der Kaiser

in seinem Garten auf und ab schritt und ein Käfer über seinen Weg lief. Er hob den Fuß und zertrat das Tier. Ein Kind, das jenseits des Bitters stand und den Kaiser anstarrte, lachte auf; da hob Wu-Feng die Wulde, er sah das Kind, und auch er lachte. Nun hatte er die Grenze seiner Macht erreicht; nur das schwere Werk des Sterbens lag noch vor ihm.

Das Lachen aber pflanzte sich fort, von Hu-Keß über Ho-Nan bis Tschü-Li und in die nördlichsten Provinzen, bis Awang-Si und Awang-Tung im Süden des Reiches. Als Wu-Feng starb, nannten die Geschichtsschreiber ihn nicht den Tiger unter den Männern, sie nannten ihn den Kaiser mit dem Herzen des Hais; denn er hatte in seinem Lande das Lachen verboten, weil er fürchtete, es könnte wie der Pfeil eines Mörders ihn von seinem Throne fegen.

Si-Nan, so erzählen die Mütter ihren Kindern, ist eines Tages auf seinen einsamen Wegen an die Küste des Meeres gelangt. Schon fürchteten die Fischer, die ihn kannten und die wußten, daß er blind war, er würde abstürzen und von den Wellen verschlungen werden, da kam ein gewaltiger Sturm vom Meere her, er hob Si-Nan empor und entführte ihn durch die Rüste. Seine blinden Augen begannen zu leuchten, sie sind zwei Sterne am Himmel, gültiger Glanz, der auf den Schmerz der Erde niederstrahlt in allen Nächten, Jahre und Jahre bis in unsere Zeit. Will ein Kind weinen, weil ihm die Erfüllung eines Wunsches verwehrt werden mußte, sagt noch heute die Mutter:

„Weine nicht, Si-Nan sieht auf dich nieder, er weih um deinen Schmerz und wird ihn lindern.“

Ein Kapitel Kulturgeschichte

Heilkunst im grauen Altertum

Was machen Sie, verehrte Dame, eigentlich mit Ihren Schuhen, wenn die Absätze schief getreten sind? Sie geben sie wohl zum Schuster, nicht? Und was machen Sie, mein Herr, wenn Ihr Rock zerrissen ist? Nicht wahr, Sie tragen ihn zum Schneider? Sehen Sie: Nur bei der Medizin, da ist es etwas anderes. Da versteht jeder Laie alles. Das war immer so. Infolgedessen entstanden ganz kuriose Dinge. Aber — seien wir nicht zu stolz! Wir dürfen uns nicht auf den Standpunkt stellen, daß ausgerechnet wir am Ende der Tage stehen, daß wir die aller-, allerletzte Weisheit gepachtet haben. Die Wissenschaft ist in Fluß, heute wie je. Der Wiener Gelehrte, Professor Neuburger, sagt das in der Einleitung zu seinem „Lehrbuch der Geschichte der Medizin“ so: „Zwischen den Polen der gänglichen Ohnmacht und der idealen Medizin liegt die unendliche Reihe der Zwischenstufen des Instinkts, des Zufalls, der Spekulation, der Beobachtung, der Erfahrung und der planmäßigen Forschung mit ihrer verwirrenden Fülle von Modifikationen, wie sie Zeit, Ort und führende Personen hervorbringen...“

Ein Griff in diese Fülle beschert unvorstellbar viel. Einiges davon, Absonderliches, ist hier gesammelt. Es ist nicht absonderlich, daß die ältesten Ärzte der Welt die Frauen sind. Sie helfen einander beim Gebären — daher ihre erste Wissenschaft. Aus eigener oder überlieferter Beobachtung hat die ganze Menschheit ihr Wissen, ihre Heilkunde; Beobachtungen der Natur, der Tierwelt vor allem, bescherten die ersten medizinischen Kenntnisse und die ersten Fehler. Der Hund, der etwas Schlechtes gefressen hat, frißt Gras, um zu erbrechen. Richtig beobachtet. Falsch beobachtet: Die alten Weiber mit und ohne Schnurrbart sagen: O weh, der Hund frißt Gras, es wird regnen. Seien Sie ehrlich, Sie glauben auch daran. Na also! So wollen wir es den alten griechischen Schriftstellern nicht gar zu sehr verübeln, wenn sie allen Ernstes behaupten, der Ibis, der stelzbeinige ägyptische Vogel, nehme Seewasser in seinen langen Schnabel und mache sich so ein Misttier. Oder wenn sie gewichtig niederschreiben, daß ein Flußpferd, das sich überfressen hat, und stöhnend nach Luft jappt, ganz genau weiß, was es ihm muß. Es nimmt, berichten sie, ein Stückchen scharfes Schilfrohr, stößt es sich ins Bein und läßt sich so kunstgerecht zur Ader.

Der Aderlaß ist nämlich eine der ersten Operationen, die von den Menschen angewandt

wurde. So wie der Mensch das Werkzeug erfinden hat, doktorte er mit ihm auch schon herum. Brach ihm der Wurfspieß oder die Lanze, dann wußte er die Waffe zu flücken. Brach er ein Bein, dann flüchte er es wie den Langenschaft. Gut eingerichtete Knochenbrüche finden wir schon in den vorgeschichtlichen Gräbern, aber auch Schädel von Steinzeitsmenschen, in die man kunstgerecht ein kreisrundes Loch geschnitten hat; erst unlängst fand man solch einen Schädel bei Guntramtsdorf in Niederösterreich. Mit Feuersteinmessern haben Mediziner solche Löcher geschabt, gefäht, geschnitten. Ja, wir haben Schädel, an denen diese in den Knochen gebohrten Löcher wieder verheilt sind, also anzeigen, daß der so gelöcherte Vorfahr noch jahrelang mit seinem offenen Kopf gelebt hat.

Wozu hat man das gemacht? Nun, der Mensch hatte zweierlei Schmerzen. Solche mit erkennbaren Ursachen: Dornen in der Sohle, Stiche von Wespen oder Bienen, Bisse wilder Tiere, Wunden aus dem Krieg. Da wußte man, wie man daran war und versuchte mehr oder weniger entsprechend. Vom Hunde hatte man gelernt, daß man Wunden lecken, also reinigen muß. Der verwundete Affe hält mit der Hand das fließende Blut zurück, somit war der Weg zum Verband gefunden. Aber da gab es noch die Schmerzen ohne erkennbare Ursache: wenn es im Bauch weh tat, oder i m Kopf, — was war da los? Die Natur war voller Geheimnisse. Mal fiel Feuer, mal Wasser vom Himmel, mal trachte es in den Lüften, mal barst die bebende Erde. Die gesuchte Erklärung hieß rasch: Götter, Geister, Dämonen, Zauber. Also war es auch ein böser Geist, der im Kopf Schmerzte. Heraus mit ihm! Und damit er eine Tür habe, machte man ihm eine.

Der unbelehrte Mensch glaubt am liebsten an Zauber, wenn er dem Unbekannten gegenübersteht. Die Jakuten, tatarische Nomaden, wurden das erstmal von Pooden heimgesucht. Natürlich waren sie fassungslos. Auf ihren Jagdzügen sahen sie ein Tier, das sie nie vorher gesehen hatten: ein Kamel. Sofort stand bei ihnen fest: „Das ist der Zauber, dieses unbekannte Ungeheuer hat uns die schreckliche Krankheit gebracht.“ Und sie töteten es.

Oder: der Mensch sah, daß an den Leichen Würmer nagten. Es entstand eine neue Lehre, die von den Zaubertwürmern, die bestimmte Krankheiten hervorzubringen. Einer davon lebt

noch heute, an den Zahnhelm glauben noch jetzt viele Leute.

Auf der Suche nach den Krankheitsursachen verirrte sich der Mensch rasch in das Geheimnisvolle der Zauberei und Gegenzauberei. Der richtige Weg, der mit der Leichenschau, der Anatomie, beginnt, blieb ihm fast bis in unsere Zeit durch Angst vor den Toten, religiöse Vorstellungen und uralte Bräuche verrammelt. Doch das ist ein großes Gebiet für sich.

bleiben wir beim Zaubern. Fast alle Völker haben gezaubert. Sie haben sich ihre Kenntnisse vom Menschenkörper nach dem zusammengebadt, was sie beim Schlachten der Tiere gesehen hatten. Hier begann meist ihre Wissenschaft, viele Tausende von Jahren lang.

Das wissen wir vor allem von den Mesopotamiern. Im britischen Museum von London liegen 20.000 Keilschrifttafeln, die Bibliothek des Königs Sardanapal, der vor 2600 Jahren gelebt hat. Ein kleiner Teil dieser Tafeln ist entziffert und daher wissen wir, daß die Mesopotamier der Leber die größte Bedeutung schenkten. Sie sahen sie als das Zentralorgan des Blutes an, das sie wieder in ein Blut des Tages und ein Blut der Nacht einteilten. Bei jeder Schlachtung weisagten sie aus der Leber des Tieres nach genauen Lehrbüchern. Wir besitzen zwei Lebermodelle aus Ton, die an die 5000 Jahre alt sind. Diese Modelle sind streng in Vierecke eingeteilt und in jedem Viereck steht die Bedeutung. Die Aerzte waren zugleich Priester, bei den Tiersopfern zeigten sie dann, was sie am Lebermodell gelernt hatten.

Wir wissen auch, was man in Mesopotamien vor 4000 Jahren einem Arzt und Operateur zu zahlen hatte. Der König Hammurabbi, der Schöpfer Großbabyloniens, der etwa 2000 Jahre vor Christus lebte, hat seine Gesetze auf einem Granitblock einmeißeln lassen, der 2 1/4 Meter hoch ist. Er wurde vor ungefähr 20 Jahren gefunden und steht im Louvre in Paris. Dieser König erließ auch eine Arztevorschrift, in der es heißt: Wenn ein Arzt jemandem eine schwere Wunde mit dem Operationsmesser aus Bronze macht, und ihn heilt, oder wenn er jemandem eine Geschwulst mit dem Operationsmesser aus Bronze öffnet und das Auge des Menschen erhält, so soll er 10 Scheffel Silber erhalten. Wenn es ein Freigelassener war, so er-

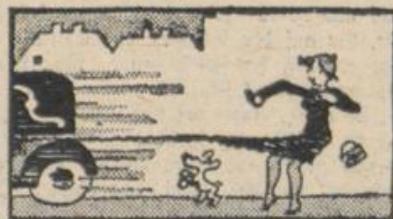
hält er 5 Scheffel. Wenn es jemandes Sklave war, so soll dessen Eigentümer dem Arzt 2 Scheffel geben.

Ein Scheffel sind etwa 20 Kilo. Nicht übermäßig viel, wie? Und diese Taler waren nicht leicht zu verdienen. Denn es heißt in der Verordnung weiter: Wenn ein Arzt jemandem eine schwere Wunde mit dem Operationsmesser aus Bronze macht und ihn tötet oder jemandem eine Geschwulst mit dem Operationsmesser aus Bronze öffnet und sein Auge zerstört, so soll man ihm die Hände abhauen. Wenn er den Sklaven eines Freigelassenen tötet, muß er dem Eigentümer einen andern Sklaven geben.

Es war also einigermaßen riskant, Arzt in Mesopotamien zu sein. Daß hier ausdrücklich von einem Messer „aus Bronze“ die Rede ist, kommt daher, daß viele Völker für bestimmte Operationen, aus religiösen Gründen, um zu zaubern, nur ganz bestimmte Instrumente zuließen. Selbst die Römer, die doch Stahl und Eisen kannten, machten ihre chirurgischen Besten aus Bronze. Bei den Ägyptern war das Messer der Einbalsamierer aus Stein.

Von den Ägyptern sollte man meinen, daß sie Meister in der Anatomie gewesen wären. Jede Leiche wurde doch geöffnet, zerlegt, einbalsamiert. Aber auch die ägyptischen Priesterärzte hatten keine Ahnung vom Bau des menschlichen Körpers. Ihre strengen Reinlichkeitsvorschriften — sie mußten viermal täglich baden — verboten das Berühren von Leichen aufs schärfste. Leichen waren unrein. Das Einbalsamieren besorgte eine eigene Handwerkerkunst. Vier Tage nach dem Tode des Einzubalsamierenden trat der Meister aus Totenbett, das die Verwandten des Verstorbenen im Kreise umstanden. Mit einem Steinmesser schlichte er der Leiche links den Bauch auf — dann warf er das Messer fort und rannite, was er nur konnte, die ganze Familie des Toten rannite ihm nach und warf mit Steinen nach ihm. Das war sinnbildlich als Strafe für das Berühren der Leiche gedacht. Die Gehilfen vollendeten das Werk. Sie verstanden es, mit etwa 30 Zentimeter langen Bronzehaken das Gehirn des Toten durch die Nase zu entfernen, kunstgerecht die Eingeweide loszulösen — die Aerzte haben hiervon nichts gelernt. (Schluß folgt.)

Gefahr der gestrickten Mode



Zuerst wurde Bubalo, dem Ochsen, das Wort erteilt, und er erzählte:

„In Arbela war ich bei einer Gerichtsverhandlung zugegen. Der junge Abdullah war angeklagt, dem Armenier Ohgos eine mit Geld vollgespide Börse gestohlen zu haben. Als Ohgos um die Mittagstunde wie gewöhnlich seinen Laden verlassen hatte, um zu beten, hatte sich nur noch Abdullah im Laden befunden. Und gerade um die Zeit war der Beutel verschwunden. Bei Abdullah hatte man sofort eine Hausdurchsuchung vorgenommen und viel Geld gefunden, obwohl er als armer Mann gilt. Aber Abdullah leugnete den Diebstahl und behauptete, in der fraglichen Zeit gar nicht auf dem Markt, sondern zu Hause bei seiner Mutter gewesen zu sein. Und der Rabi in Arbela, der die Mutter des jungen Mannes als eine brave und fromme Frau kannte, schickte nach ihr, damit sie durch einen Eid für ihren Sohn zeuge.“

„Nun, und?“ fragte der Kalif.

„Nun, erhabener Kalif, sprich, ist ein Mensch, der glaubt, eine Mutter würde für ihr Kind keinen Meineid leisten, nicht hundertmal dümmer als ein Ochse?“

„So ist es,“ entschied der Kalif, „du hast recht. Nun, Gurkur, sprich du!“

„Ich glaube,“ so begann der Esel, „ich habe gefunden, was ich suchte. Ich sah in Gana gamela, wie eine tobende Menge den höchsten Richter aus seinem Hause herauschleppte und über ihn Gericht abhielt. Das Urteil besagte, er sei habgierig und bestechlich und ein unge rechter Richter gewesen, und darum verbrannten die Leute ihn auf einem Scheiterhaufen, worauf sie Omar ibn Selim zum Richter ausriefen. Omar versprach, daß er nur das Wohl der Stadt im Auge haben werde, und versicherte einmal über das andere, er sei ein gerechter Mann und liebe seinen Nächsten. Da brachten die Leute Hochrufe aus und freuten sich, daß sie einen so guten Vorgesetzten gefunden hätten.“

„Nun, und?“ fragte der Kalif.

„Nun sprich, erhabener Kalif, sind nicht die Menschen, welche die Nacht über alle in die Hand eines Menschen legen, der so viel ver-

Harun al Raschid und die Tiere

Von Marjan Hemar (Warschau)

Marjan Hemar gehört zu den begabtesten Humoristen der jüngeren polnischen Schriftstellergeneration.

Der weise Kalif Harun al Raschid (Allah lasse seine Gnade ewig über ihn leuchten!), der alle Sprachen und Mundarten verstand, die der Menschen, der Tiere und der Pflanzen und noch viele andere Sprachen — der große Kalif Harun al Raschid hielt in Bagdad Gerichtssitzung ab.

Viele Streitigkeiten und Klagen hatte der Kalif mit seinem scharfen Verstande schon entschieden, da erschienen vor seinem Thron drei ungewöhnliche Kläger: Heiri, das Kamel, Gurkur, der Esel, und Bubalo, der Ochse.

Und Heiri sprach: „Erhabener Kalif! Herr, der du glänzt wie der weiße Bart des Propheten! Ich — Heiri, der hier — Gurkur und seiner dort — Bubalo treten vor dein edles Anliß und bringen eine Klage vor. Die Menschen entehren unsere Stämme, indem sie unsere ehelichen Namen mißbrauchen, um ihre

Dummheit und ihre Schande zu brandmarken. So oft ein Mensch eine Dummheit begeht, der Glende, der schon von Natur töricht ist, werfen ihm seine Mitmenschen als Beleidigung und verächtliches Schimpfwort unsere Namen an den Kopf: Kamel! Ochse! Esel! O würdiger Kalif! mach diesem Unrecht, das uns entwürdigt, ein Ende!“

Der weise Kalif dachte lange nach. Dann sagte er: „Eure Klage ist nicht unberechtigt, aber es ist schwer, euch zu helfen. Wie ihr wißt, ist es leichter, einen Gießbach rückwärts strömen zu lassen, als menschliche Vorurteile zu ändern. Aber gehet — du, Heiri, nach Osten, du Gurkur, nach Süden und du, Bubalo, nach Westen und sehet zu, ob ihr einen Menschen findet, der dümmer ist als jeder von euch. Nach sieben Tagen erwarde ich euch hier; ihr sollt mir dann über das Ergebnis eurer Wanderungen berichten, und darauf werde ich ein gerechtes Urteil fällen.“

Sieben Tage später standen alle drei wiederum vor dem Thron des Kalifen.

spricht, hundertmal dümmer als ein Esel? Schweigt nicht der Weise über seine eigenen Werke, und ist es je vorgekommen, daß ein Mann, der auf der Straße den Beifall der Menge begehrt, das Wohl aller über seinen persönlichen Vorteil stellte?"

„So ist es,“ sagte der Kalif verlegen. „Du hast recht. Geiri, nun sprich du!“

„Ach graue auf einer Weide an einem Waldbrand,“ erzählte Geiri, das Kamel. „Da stieß ich auf zwei hübsche junge Leute, die unter einem großen Widrosenstrauch saßen. Ich hörte gerade noch den Schluß ihres Gespräches. Der Jüngling beteuerte dem Mädchen hoch und heilig seine Liebe; sie aber schien zu zweifeln und seinen Worten nicht zu glauben. Sie sagte, er sei leichtsinnig und unbeständig in seinen Gefühlen und werde sie gewiß schon morgen vergessen. „Niemals, Geliebte,“ rief der Jüngling feurig, „ich schwöre dir bei allem, was mir heilig ist, daß ich dich in Ewigkeit ebenso heiß lieben werde wie heute.“ Da schlang sie ihre weißen Arme um seinen Hals, und sie gaben sich einen endlos langen Kuß. Und jetzt sprich, edler Kalif, ist ein Mensch, der so etwas mit gutem Gewissen schwört, nicht tausendmal dümmer als das dümmste Kamel? Und diejenige, die ihm glaubt, — — —?“

„Genug!“ unterbrach der Kalif. „Ihr habt alle drei recht — und ich schwöre beim Worte des Propheten, daß es von jetzt an keinem Gläubigen erlaubt sei, einen Menschen seiner Dummheit wegen mit euren Namen zu schimpfen! Ich bin zu Ende. Ihr könnt gehen.“

Das Kamel, der Ochse und der Esel verneigten sich tief vor dem Kalifen (Allah möge ihm ewig gnädig sein!) und gingen.

Lange gingen sie schweigend.

Als sie schon weit von den Toren der Stadt entfernt waren, sprach das Kamel:

„Ja, ja . . . Dieser alte Esel glaubt wohl, er habe uns mit seinem Schwur viel geholfen!“

Für Gesunde und Kranke

Wie lange soll man schlafen?

Viele Sprichwörter bezeugen die Auffassung, daß früh zu Bett gehen und früh aufstehen die richtige Lebensweise zu sein scheint. Wenn dem aber allgemein so wäre, dann hätte sich kein Kampf um die richtige Schlafenszeit entsponnen und dann wäre man nicht zu so außerordentlichen Forschungsergebnissen gekommen, wie sie ein deutscher Gelehrter, Professor Stöckmann-Heidelberg, veröffentlicht hat.

Ueber das Wesen und die Bedeutung des Schlafes selbst ist man sich ziemlich klar: Im Schlaf werden schädliche, verbrauchte Stoffe ausgeschieden und brauchbare bereitgestellt. Durch diese geistige und körperliche Erneuerung des Menschen wird seine Leistungsfähigkeit natürlich wesentlich beeinflusst, der Schlaf an sich ist also durchaus notwendig.

Ueber das Wann herrscht allerdings keine Uebereinstimmung. Schon die Tatsache, daß es Frühschläfer und Spätschläfer gibt, erschwert die Festlegung einer Norm. Die einen fallen bald in tiefen Schlaf und erheben sich morgens leicht, die anderen erreichen ihre größte Schlafentiefe oft erst gegen Morgen und sind bei Tagesanfang meistens unausgeschlafen.

Stöckmann hat an den verschiedensten Versuchspersonen und auch an sich selbst alle möglichen Schlafzeiten ausprobiert und ist bei einem genau abgegrenzten Schlaf vor Mitternacht stehengeblieben. Er machte dabei die Beobach-

tung, daß jede Minute, die er darüber hinaus schlief, sich störend bemerkbar machte. Von den Anhängern seiner Methode, die angeblich ständig im Wachen ist, sei der Fall eines Studenten genannt, der, durch nervöse Störungen an guten Leistungen verhindert, seinen Schlaf auf die Zeit von 17 bis 23.30 Uhr verlegte und seitdem gesund und ein guter Hörer geworden ist. Ähnliche Erfahrungen wurden von anderen Jugendlichen bestätigt.

Mit Recht wird man jetzt die Frage erheben können, ob ein Schlaf, der schon vor Mitternacht aufhört, wirklich noch mit „Natur Schlaf“ bezeichnet werden kann, wie es Prof. Stöckmann tut. Sicher ist es ungewöhnlich, daß man die zweite Hälfte der Nacht durchwachen und durcharbeiten soll. Auch die Kürze der Schlafzeit sollte einen stugig machen. Vielleicht begnügt man sich, den richtigen Kern der Methode herauszuschälen und die Uebertreibungen auf ein normales Maß zurückzuführen: frühes Schlafen gehen ist bestimmt gesund, was besonders für die Jugendlichen zutrifft.

Vor allem sollte man sich davor hüten, für alle Menschen eine Norm aufzustellen. Besonders nervöse Menschen leiden unter starren Befehlen und Vorschriften. Manche Kinder sind mit zehn Stunden Schlaf noch müde, selbst wenn sie frühzeitig zu Bett gegangen sind. Man wecke sie also nicht mit der Absicht, sie dazu zu zwingen, ihren Schlaf künftig früher zu legen.

Heiteres

Der Monarch. Der edle Fürst eines afrikanischen Ländchens hat von seinen Unterthanen so viele hingerichtet, daß man ihn gewaltsam absetzte. Ein Freund des Monarchen sprach: „Das ist dir passiert, weil du zu viele hingerichtet hast.“ Der edle Monarch antwortete schwermütig: „Quatsch — das ist mir passiert, weil ich noch zu viele leben ließ.“

Christlich. . . . „Also höre mal, Hans,“ mault die teure Gattin, „so geht das nicht weiter. Du müßt der Waschfrau mal gehörig Bescheid sagen. Die klaut ja wie eine Elster! Jetzt fehlen schon wieder vier Handtücher: Zwei aus dem „Englischen Hof“ in Köln und zwei aus den „Drei Mohren“ in Basel . . .“

Fleischlos. „Ich bin darum Vegetarier geworden, weil ich es roh und unzubereitet finde, arme unschuldige Tiere zu töten!“ — „Findest du es denn gesitteter, ihnen das Futter wegzufressen?“

Das stimmt. „Ein langer Weg ist das bis zu dir!“ — „Da hast du recht, aber er muß schon so lang sein, wenn er bis hierher reichen soll!“

Ein Verse. „Kann ich den Herrn Direktor sprechen?“ — „Worum handelt es sich?“ — „Ich habe hier eine Rechnung.“ — „Der Herr Direktor ist gestern aufs Land gereist!“ — „die ich bezahlen wollte.“ — „Aber er ist heute früh zurückgekommen!“ — Bitte treten Sie doch näher!“

Mitleidig. „So eine Motte führt doch ein jammervolles Leben!“ — „Eine Motte?“ — „Natürlich — den ganzen Sommer verbringt sie im Pelzmantel, und den Winter im Badeanzug!“

„Meine Frau hat die dumme Angewohnheit, immer erst um zwei, drei Uhr zu Bett zu gehen.“ — „Wieso?“ — „Sie wartet immer, bis ich nach Hause komme.“

Ein Herr geht suchend durch die Abteilungen des Geschäftshauses. „Sucht der Herr etwas in Herrenkleidung?“ fragt der Geschäftsführer beflissen. — „Nein, in Damenkleidung,“ wischt sich der Herr das erhitzte Gesicht. „Meine Frau ist mir abhanden gekommen!“

Der neue Mieter kam mit einer leeren Flasche ins Wohnzimmer der Wirtin. Entschuldigen Sie, Frau Gistig,“ stotterte er, „aber diese Flasche war gestern Abend noch dreiviertel voll Cognac. Haben Sie eine Ahnung, wer den getrunken haben kann?“ — „Janwohl,“ erwiderte die Wirtin scharf. „Das war ich. Ich dulde keinen Alkohol in meinem Hause — merken Sie sich das!“



Schach-Ecke

Gelöst von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 33, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 221

Von Fritz Michel, Wisterschan.

Schw.: Kc4, Td3, Sb4, Bc6, e7, f3, f5. (7)



Weiß: Kf2, Dc3, Td8, Lg5, Sf1, Bd2, c4, g3. (8)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 218: Dh5-g5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Schwarz Raimund, Klosterkrab; Dinnebler Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Grimmer Emil, Katharinaberg; Hleke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Hyna Josef, Hostomitz; Kraus Gerhard, Turn; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Bittner Richard, Fuchs Hans, Schlegel Anton, Kerschhagl Josef, sämtlich Kleinauzed; Böhm Heinrich, Jonsbach; Trltsch Gustav u. Michel Fritz, Wisterschan; Reichel Ernst und Reichel Walter, Drakowa; Walter Ludwig und Robek Franz, Kwitkau; Ulbert Rudolf, Prosseditz; Frisch Kamillo, Teplitz.

Aus den Sektionen

Die Vereinsmeisterschaft der Schachsparte in Rosowitz errang mit 6½ Punkten Gen. Schuller, Nach ihm folgen Hikisch mit 6, Gaberle 5½, Thiele 6, Stelzig 5, Sehan 4½, Hain 3½, Fritscher und Bergmann je 3 und Jähnel mit 2 Punkten.

Im Serienspiel gewann Krochwitz gegen Tetschen mit 5:3 Punkten, Tetschen verlor 2 Punkte durch Kontumaz.

Wisterschan I. gegen Kleinauzed 8:0 Punkten, Kleinauzed nicht ordnungsgemäß angetreten.

Wisterschan II. gewann gegen die nicht komplett angetretenen Eichwalder mit 5:3 Punkten.

Im Freundschaftsspiel gewann D. T. J. Settenz gegen D. T. J. Teplitz mit 5:3 Punkten. Die Teplitzer waren durch 3 Genossen vom D. T. J. Zuckmantel verstärkt.